

Dear reader

This is an author-produced version of an article published in *Neues Archiv für die Geschichte der Diözese Linz (NAGDL)*. This article has been peer-reviewed and copy-edited but does not include the final publisher's layout including the journal pagination.

Citation for the published article:

Wassilowsky, Günther

"Guter Hirte und Gründer des Doms als Glaubenszeichen - zum Selbstverständnis des Linzer Bischofs Franz Joseph Rudigier (1811–1884) "

Neues Archiv für die Geschichte der Diözese Linz (NAGDL), Vol. 18, 49-75

Access to the published version may require subscription.  
Published with permission from: Diözesenarchiv Linz (DAL)

Thank you for supporting Green Open Access.

Your IxTheo team

# **GUTER HIRTE UND GRÜNDER DES DOMS ALS GLAUBENSZEICHEN**

## **Zum Selbstverständnis des Linzer Bischofs**

**Franz Joseph Rudigier (1811–1884)<sup>1</sup>**

*Günther Wassilowsky*

Am 19. Dezember 1853 – das ist auf den Tag genau ein Jahr nachdem Franz Joseph Rudigier durch Kaiser Franz Joseph I. zum fünften Bischof der Diözese Linz ernannt wurde – notierte Rudigier in sein privates Tagebuch, das niemals an das Licht der Öffentlichkeit gelangen sollte, folgenden Eintrag:

„Heute ist es gerade ein Jahr, dass mich Se. k.k. apostolische Majestät in Berlin zum Bischofe von Linz ernannt haben. Möge der 19. December 1852 ein Tag des Heiles für die Diözese Linz sein! Sollte ich ihr nicht zum Heile gereichen, so bitte ich den Herrn des Lebens und des Todes inbrünstig, er möge mich, wenn auch durch den Tod, recht bald von hier entfernen und einen Mann nach seinem Herzen an meine Stelle setzen.“<sup>2</sup>

---

<sup>1</sup> Der Beitrag dokumentiert den mit Anmerkungen versehenen Text meines Vortrages beim Symposium anlässlich des 200. Geburtstages von Bischof Franz Joseph Rudigier, das die Diözese Linz zusammen mit der Katholisch-Theologischen Privatuniversität Linz am 8. April 2011 im Priesterseminar Linz veranstaltet hat.

<sup>2</sup> Zitiert nach Konrad MEINDL, *Leben und Wirken des Bischofs Franz Joseph Rudigier von Linz* (Bd. 1), Linz 1891, 353.

Ganz ähnliche Worte muss Rudigier gesprochen haben als er – von Wien kommend – mit der Pferdekutsche zum ersten Mal die Bistumsgrenze passierte:

„Ich betrete nun meine Diözese. Kurz vorher auf dem Strengberg wäre bald der Wagen durch das Scheuwerden eines Pferdes gestürzt und hätte mich vielleicht getötet. Ich hätte gewünscht, dass er mich zermalme, wenn ich wüsste, dass ich kein guter Bischof würde.“<sup>3</sup>

Und in seiner ersten Ansprache an die versammelte Bistumsgemeinde im Rahmen seiner Inthronisationsfeier im Alten Dom am 12. Juni 1853 formulierte der neue Bischof sein Selbstverständnis in folgender Weise:

„Ich komme in der aufrichtigsten Absicht, euch ein guter Hirt zu sein, an euch die Absichten des obersten ewigen Hirten zu befördern. Ich will beten für euch, arbeiten für euch, leiden für euch nach seinem Beispiele. Ja, beten will ich für euch alle Tage, daß der Herr keinen derjenigen, die er meinem Hirtenstabe untergeben hat, verloren gehen lasse.

Und arbeiten will ich für euch als ein guter Kriegsmann Jesu Christi: will lehren sein Evangelium, will verwalten die Geheimnisse seines Reiches, will wachen über euch, befestigen die Guten, will bitten, ermahnen, zurechtweisen die Irrenden, will wirken überhaupt die Werke Desjenigen, der mich gesandt hat, so lange es Tag ist, so lange Leben und Kraft dauert.

Und leiden will ich für euch. Der gute Hirt gibt sein Leben für seine Schafe. Wenn ich mit meinem Leben eine Seele retten kann, ich will es geben. [...] Ich bin nach Linz gegangen mit der Überzeugung, daß ich ein schweres

---

<sup>3</sup> Zitiert nach Harry SLAPNICKA, Franz Joseph Rudigier, in: Rudolf ZINNOBLER (Hg.), Die Bischöfe von Linz, Linz 1985, 105–146, 119.

Tagewerk übernehme, daß ich vieles leiden werde. Aber ich will leiden; es gehört wesentlich zu meinem Berufe, – wenn ich nur meinen Lauf vollende, will ich kein Leiden für zu schwer halten.“<sup>4</sup>

Derartige programmatische Selbstdefinitionen zu Beginn einer Amtszeit sind freilich noch nicht gleichzusetzen mit der faktischen Einholung der gefassten Vorsätze in der Ausübung des Amtes selbst. Was aber in diesen sowohl in privater Innerlichkeit als auch in der Öffentlichkeit geäußerten Selbstbeschreibungen deutlich zum Ausdruck kommt, ist der hohe Anspruch und das Idealbild, mit dem der 42-Jährige Rudigier sein Linzer Bischofsamt angetreten hat. Rudigier will auf Gedeih und Verderb ein „guter Bischof“ sein. Er fasst seine Vorstellung vom idealen Bischof im biblischen Bild des guten Hirten, der in innigster Verbundenheit mit der ihm anvertrauten Gemeinde existiert, ganz mit ihr lebt und leidet, sie bestens kennt und in der Not bereit ist, einen mutigen Kampf bis zur Selbstaufgabe für sie zu führen:

„Betend also, arbeitend und leidend will ich mich meiner Heerde hingeben, wie der Herr sich hingegen hat für die Menschheit; will ihr angehören mit den Kräften meines Leibes und meines Geistes; will ihr angehören mit all‘ meiner Habe; will ihr angehören mit meinem Leben, alle Tage bereit, als guter Hirt es für sie hinzugeben.“<sup>5</sup>

So subsumiert Rudigier seine Amtsauffassung im ersten Hirtenbrief, den er im Februar 1854 an die gesamte Diözese richtete.

---

<sup>4</sup> Anrede an das Volk bei der Inthronisations-Feier (12. Juni 1853), in: Franz DOPPELBAUER (Hg.), Bischofs Rudigier’s Hirtenschreiben, Linz 1888, 462f.

<sup>5</sup> Hirtenbrief „Ich komme im Namen Jesu“ (Maria Lichtmeß 1854), in: ebd., 1–9, 6.

Vieles von dem, für das Rudigier insbesondere auf politischem Feld eintrat, wird man heute nicht mehr für zeitgemäß und in die Gegenwart umsetzbar halten können. Gerade seine Vorstellung vom grundsätzlichen Verhältnis von Kirche und Staat, in der eine mit exklusiven Rechtsprivilegien ausgestattete katholische Kirche das gesamte gesellschaftliche Leben in vormoderner Weise kulturell dominieren sollte, stellt heute einen Anachronismus dar.<sup>6</sup> In den kulturkämpferisch aggressiven Auseinandersetzungen während des frühen konstitutionellen Parlamentarismus nach 1861 und in Abwehr eines oft dezidiert antikirchlich agierenden Liberalismus mag der Kampf Rudigiers für die Rechte der Kirche jedoch ihren Wert gehabt haben, damit sich der Katholizismus nicht aus dem gesellschaftlichen Leben gänzlich verdrängen ließ und sich nicht notgedrungen in den Raum der Sakristeien zurückgezogen hat. Im Unterschied zu Deutschland ist es in Österreich während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eben nicht zur Bildung parallelgesellschaftlicher katholischer Sondermilieus gekommen. Eine Extremposition, wie Rudigier sie vertrat, mag innerhalb des gesamtgesellschaftlichen Kräftehaushaltes sogar notwendig gewesen sein, damit es in der Folge zur Ausbildung jenes komplexen, für Österreich und Deutschland charakteristischen Trennungs- und Kooperationsverhältnisses zwischen Kirche und Staat überhaupt erst hat kommen können. Auf politischem Terrain jedoch hat die Kirche von Österreich später andere

---

<sup>6</sup> Zu Rudigier in der politischen Arena Oberösterreichs und insbesondere zu seinem Kampf für das Konkordat von 1855 und gegen die Maigesetze von 1868: Rudolf ZINNHOBLE (Hg.), *Der politische Aspekt im Wirken des Linzer Bischofs Franz Joseph Rudigier (1853–1884)*, in: Herbert SCHAMBECK / Rudolf WEILER (Hgg.), *Der Mensch ist der Weg der Kirche. Festschrift für Johannes Schasching*, Berlin 1992, 429–443; Rudolf ZINNHOBLE, *Das Bistum Linz zwischen Spätjosephinismus und Liberalismus*, in: Harry SLAPNICKA / Rudolf ZINNHOBLE / Othmar WESSELY / Franz ZAMAZAL (Hgg.), *Staat – Kirche – Schule in Oberösterreich. Zu Anton Bruckners sozialhistorischem Umfeld*, Wien 1994, 33–58; Gerhard MARCKHGOTT, *Der Kampf für das Konkordat und gegen die Maigesetze*, in: Rudolf ZINNHOBLE (Hg.), *Bischof Franz Joseph Rudigier und seine Zeit*, Linz 1987, 119–131; Max H. VOEGLER, *Religion, Liberalism and the Social Question in the Habsburg Hinterland. The Catholic Church in Upper Austria, 1850–1914*, Diss. Columbia University 2006.

Wege eingeschlagen. Über den *politischen* Rudigier ist die weitere Geschichte hinweggegangen.<sup>7</sup>

Wo Rudigier jedoch überzeitliche Bedeutung beanspruchen kann, das ist auf genuin religiös-kirchlichem Feld.<sup>8</sup> Und dort sind es aus meiner Sicht insbesondere drei Aspekte, in denen sein bischöfliches Wirken durchaus auch für einen Christen und eine Christin des 21. Jahrhunderts immer noch Faszination ausüben und wo er auch heute noch eine Vorbildfunktion einnehmen kann:

(1) Das Bild des Bischofs als Hirte und Seelsorger seiner Gemeinde wurde von Rudigier zwar nicht erfunden und er ist in seiner Epoche beileibe auch nicht der einzige Exponent dieses episkopalen Selbstverständnisses gewesen. Es sind aber Vertreter seiner Generation, die dieses Amtsethos erstmalig ernsthaft zu realisieren versuchten. Und Rudigier ist unter den Verkörperungen dieses Bischofsideals zweifellos eine historisch herausragende Gestalt.

(2) Damit verbunden ist ein zweiter Aspekt: Geradezu singulär in der österreichischen Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts dürfte das gewaltige kirchliche Aufbauwerk sein, das Rudigier in den 31 Jahren seines bischöflichen Wirkens in der und für die Kirche von Linz bewerkstelligt hat. Auf nahezu allen Feldern und in allen Gruppierungen des kirchlichen Lebens setzte Rudigier Impulse und schuf neuartige, zum Teil noch heute bestehende Institutionen, sodass seine

---

<sup>7</sup> Zur Entwicklung des Kirche-Staats-Verhältnisses in Österreich vgl. den exzellenten Überblick von: Maximilian LIEBMANN, Von der Dominanz der katholischen Kirche zu freien Kirchen im freien Staat – Vom Wiener Kongreß 1815 bis zur Gegenwart, in: Geschichte des Christentums in Österreich. Von der Spätantike bis zur Gegenwart (= Österreichische Geschichte, hg. von Herwig WOLFRAM), Wien 2003, 361–456.

<sup>8</sup> Vgl. die beiden konzisen Überblicke über das gesamte bischöfliche Wirken Rudigiers aus der Feder von Harry Slapnicka: 32 Jahre Diözesanbischof, in: ZINNHOBLE (Hg.), Bischof Rudigier (wie Anm. 6), 60–71; Franz Joseph Rudigier (wie Anm. 3)

Regierungszeit ohne Zweifel als eine Epoche des kirchlichen Aufbruchs und der pastoralen Erneuerung gelten darf.

(3) In diesem Aufbauwerk kommt schließlich ein Drittes zum Vorschein, das man in heutiger Terminologie als Wertschätzung des gesamten Volkes Gottes bezeichnen könnte und eine außergewöhnliche Fähigkeit dieses zu motivieren. Man mag aus heutiger Sicht Rudigiers Kirchenbild für allzu bischofszentriert und hierarchisch halten. Nicht jedoch wird man Rudigier vorwerfen können, dass er nicht alles getan hätte, um ausnahmslos alle Glieder des Bistums in diözesane Projekte einzubeziehen und Menschen aller Schichten und Gruppen religiös in Bewegung zu setzen. In seiner intensiven Förderung gerade des Laienengagements nur eine Mobilisierung der Massen zu politischen Zwecken zu sehen, würde dem eigentlichen Anliegen Rudigiers kaum gerecht werden. Rudigier war nicht nur mit einem unerschütterlichen Vertrauen in Gott ausgestattet; ähnlich stark war sein Vertrauen in die Menschen seiner Diözese. Damit brachte Rudigier in der Breite des Volkes eine Bewegung in Gang, angesichts deren Intensität und Ausmaß auch der heutige Beobachter nur staunend Respekt zollen kann.

Ich möchte diese drei Aspekte – Rudigiers Bischofsbild, sein Aufbauwerk und die Begeisterung des Volkes Gottes – in diesem Vortrag in zwei Schritten beleuchten: In einem ersten Abschnitt soll das bischöfliche Selbstverständnis Rudigiers und das damit verbundene pastorale Wirken historisch kontextualisiert werden. In einem zweiten Teil will ich anhand der Geschichte des Dombauprojektes zeigen, wie sehr Rudigier den Glauben der Menschen seiner Diözese zu befördern und zu kanalisieren verstand.

Bei diesem Vortrag ist es mir wichtig, Rudigier möglichst oft selbst zu Wort kommen zu lassen, was aber weniger einen Akt der Höflichkeit aus Anlass seines

200. Geburtstages darstellt. Vielmehr soll dadurch eine gewisse Unmittelbarkeit zu dieser so markanten, aber selbst hier in Linz doch weitestgehend unbekanntem Persönlichkeit hergestellt werden.

Wie sehr ich bei meinem Blick auf Rudigier auf den Schultern von Rudolf Zinnhobler stehe, dessen Arbeiten in der Rudigierforschung – wie auf vielen anderen Feldern der oberösterreichischen Kirchengeschichte – einen Quantensprung bewirkt haben, dürfte jedem Kenner der Materie schnell auffallen.

### ***Pastor bonus: Ein tridentinischer Bischof?***

Dass sich ein Bischof in erster Linie als Hirte und Seelsorger seiner Diözese zu verstehen hat, halten wir heute für selbstverständlich. Unvorstellbar, dass je einmal andere Bischofsideale vorherrschend gewesen sein sollten als jene, die das II. Vatikanische Konzil einem jeden Bischof ins Stammbuch schrieb: Dass nämlich ein Bischof – ich zitiere „Lumen gentium“<sup>27</sup> – „sich das Beispiel des guten Hirten vor Augen halten [soll], der nicht gekommen ist, sich bedienen zu lassen, sondern zu dienen (vgl. Mt 20,28; Mk 10,45) und sein Leben für seine Schafe hinzugeben (vgl. Joh 10,11). [...] Er soll für die Seelen durch Gebet, Predigt und jederlei Liebeswerk Sorge tragen [...]. Er soll bereit sein, allen das Evangelium zu predigen (vgl. Röm 1,14-15) und seine Gläubigen zu apostolischem und missionarischem Tatwillen ermuntern.“<sup>9</sup>

Erstmals formuliert wurde ein derartiges Bischofsideal im Spätmittelalter von einigen Kirchenreformern wie Jean Gerson (1363–1429). Das Konzil von Trient hat im 16. Jahrhundert deren Forderungen aufgegriffen und in seinen Dekreten die *cura*

---

<sup>9</sup> Dogmatische Konstitution über die Kirche „Lumen gentium“, in: Joseph WOHLMUTH (Hg.), Dekrete der ökumenischen Konzilien (Bd. 3), Paderborn u.a. 2002, 872.



*animarum* als *suprema lex* insbesondere bei der Ausübung des Bischofsamtes festgeschrieben.<sup>10</sup> Es sei schwere Sünde, sagt das Tridentinum, wenn das Ideal des *pastor bonus* bei der Auswahl der Bischofskandidaten nicht als Kriterium an oberster Stelle stünde. Trient schwebte ein Bischof vor, der (weil er nicht eine Vielzahl bischöflicher Pfründen kumuliert) persönlich in seinem Sprengel residiert, der (nachdem er ein theologisches Studium absolviert hat) selbst predigen kann, der fromm, einfach und bescheiden lebt, der sich um die Ausbildung und Reform des diözesanen Klerus kümmert und seiner primär pastoralen Aufgabe insbesondere durch die regelmäßige Durchführung von Pfarrvisitationen und Diözesansynoden nachkommt.

Bis dieses auf dem Papier formulierte Anforderungsprofil zur breiten Konvention in der kirchlichen Wirklichkeit wird, vergehen jedoch Jahrhunderte. Insbesondere in der deutschen Reichskirche verhindern strukturelle Gründe dessen Realisierung: eben die Tatsache, dass Bischöfe zugleich landesherrliche Reichsfürsten sind und Bischofsstühle in erster Linie als Versorgungsposten für nachgeborene Adelsöhne dienen müssen.<sup>11</sup> Die Bischöfe der *Germania Sacra* empfangen nur sehr ungern die höheren Weihen, die ihnen den eventuell doch noch möglichen Aufstieg auf einen weltlichen Fürstenthron versperren könnten; anstatt des Messkelches hielten sie lieber das Zepter in Händen; nur eine kleine Minderheit bestieg jemals eine Predigtkanzel und wenn ein Fürstbischof einmal aufbrach, dann nicht etwa zur Visitation einer fernen Pfarrei, sondern natürlich zur feudalen Fasanenjagd.

---

<sup>10</sup> Hubert JEDIN, Das Bischofsideal der Katholischen Reformation, in: Hubert JEDIN, Kirche des Glaubens – Kirche der Geschichte (Bd. 2), Freiburg 1966, 398–413; Hubert JEDIN, Das Tridentinische Bischofsideal – Ein Literaturbericht, in: TThZ 69 (1960) 237–246.

<sup>11</sup> Konrad REPGEN, Der Bischof zwischen Reformation, katholischer Reform und Konfessionsbildung (1515–1650), in: Peter BERGLAR / Odilo ENGELS (Hgg.), Der Bischof in seiner Zeit. Bischofstypus und Bischofsideal im Spiegel der Kölner Kirche (FS Joseph Höffner), Köln 1986, 245–314.

Es ist diese bis zum Ende der Reichskirche vorherrschende bischöfliche Praxis, vor deren Hintergrund die Leistung von Franz Joseph Rudigier bei der Profilierung des Bischofsamtes historisch gewürdigt werden muss.

Rudigier ist freilich nicht der einzige Bischof, aber er gehört zu den ersten und herausragenden Gestalten einer ganzen Generation von Bischöfen, die im 19. Jahrhundert dreihundert Jahre nach dem Konzil von Trient und einige Jahrzehnte nach der Säkularisation das tridentinische episkopale Modell in Reinform umgesetzt haben.<sup>12</sup> Bereits bei seinem unmittelbaren Vorgänger auf dem Linzer Bischofsstuhl, Thomas Gregorius Ziegler<sup>13</sup>, lässt sich die Umsetzung einiger tridentinischer Forderungen in Ansätzen beobachten. Bei Rudigier erreicht ihre Rezeption jedoch eine bislang ungekannte Konsequenz und Intensität. Wie Ziegler kam auch Rudigier aus bäuerlich-einfachen Verhältnissen; während die ersten Linzer Bischöfe – wie die

---

<sup>12</sup> Martin LEITGÖB, Vom Seelenhirten zum Wegführer. Sondierungen zum bischöflichen Selbstverständnis im 19. und 20. Jahrhundert. Die Antrittshirtenbriefe der Germanikerbischofe (1837–1962) (= Römische Quartalschrift für Christliche Altertumskunde und Kirchengeschichte, 56. Supplementband), Freiburg i.Br. 2004; Erwin GATZ (Hg.), Das Bischofsideal des Konzils von Trient und der deutschsprachige Episkopat des 19. Jahrhunderts. Zum Quellenwert der Relationes status, in: Römische Quartalschrift 77 (1982) 204–228; Rudolf LILL, Der Bischof zwischen Säkularisation und Kulturkampf (1803–1885), in: Peter BERGLAR / Odilo ENGELS (Hgg.), Der Bischof in seiner Zeit. Bischofstypus und Bischofsideal im Spiegel der Kölner Kirche. FS Joseph Kardinal Höffner, Erzbischof von Köln, Köln 1986, 349–396; Hubert WOLF, „... Ein Rohrstengel statt des Szepters verlorener Landesherrlichkeit ...“ Die Entstehung eines neuen rom- bzw. papstorientierten Bischofstyps, in: Rolf DECOT (Hg.), Kontinuität und Innovation um 1803. Säkularisation als Transformationsprozeß. Kirche – Theologie – Kultur – Staat (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Abteilung für Abendländische Religionsgeschichte, Beiheft 65), Mainz 2005, 109–134.

<sup>13</sup> Rudolf ZINNOBLER, Ziegler, Gregorius Thomas, in: Erwin GATZ (Hg.), Die Bischöfe der deutschsprachigen Länder 1785/1803 bis 1945. Ein biographisches Lexikon, Berlin 1983, 834–837; Eduard HOSP, Gregorius Thomas Ziegler, in: ZINNOBLER (Hg.), Die Bischöfe von Linz (wie Anm. 3), 90–104; Eduard HOSP, Bischof Gregorius Thomas Ziegler: ein Vorkämpfer gegen den Josephinismus, Linz 1956; Jan MIKRUT, Die Diözese Linz in den Visitationsberichten des Bischofs Thomas Gregorius Ziegler, Wien 2010.

Grafen von Herberstein<sup>14</sup> und von Hohenwart<sup>15</sup> – noch dem niederen josephinischen Beamtenadel oder – wie Joseph Anton Gall<sup>16</sup> – dem Bürgertum entstammten.

Rudigier war der erste Linzer Bischof, der auf nicht weniger als 835 Visitationsreisen sämtliche Pfarreien der großen Diözese mindestens ein Mal, die meisten sogar mehrere Male persönlich aufgesucht hat. Im Durchschnitt hat Rudigier also jährlich 27 Visitationsreisen unternommen – und das zu allen Jahreszeiten, mit der Pferdekutsche und auf holprigen Landwegen. Zur Hebung der theologischen Bildung und spirituellen Vertiefung des Volkes Gottes initiierte Rudigier knapp 400 Volksmissionen in allen Teilen der Diözese, die vor allem von Jesuiten und Redemptoristen durchgeführt wurden. Und schließlich wurde Rudigier zum großen Initiator des katholischen Vereinswesens: In keiner anderen österreichischen Diözese taten sich so viele Laien zusammen, um ihre Interessen auf politischer und kirchlicher Ebene zu profilieren und wirksam zu vertreten.<sup>17</sup>

Weiter war Rudigier ein großer Förderer des Ordenswesens. Monika Würthinger hat zwölf Ordensgemeinschaften mit insgesamt 66 Instituten gezählt, die sich während der Regierungszeit Rudigiers neu in der Diözese niedergelassen haben.<sup>18</sup> Die männlichen Orden sollten schon damals bestehende Nachwuchsprobleme im Weltklerus kompensieren. Die Zunahme bei den Ordensfrauen, deren Zahl sich

---

<sup>14</sup> Rudolf ZINNOBLER, Ernest Johann N. Reichsgraf von Herberstein, in: ZINNOBLER (Hg.), *Die Bischöfe von Linz* (wie Anm. 3), 11–31.

<sup>15</sup> Karl REHBERGER, Sigismund Ernst Graf von Hohenwart, in: ZINNOBLER (Hg.), *Die Bischöfe von Linz* (wie Anm. 3), 58–89.

<sup>16</sup> Hans HOLLERWEGER, Joseph Anton Gall, in: ZINNOBLER (Hg.), *Die Bischöfe von Linz* (wie Anm. 3), 32–57; Siegfried R. PICHL, *Joseph Anton Gall – Ein Josephiner auf dem Bischofsstuhl*, Frankfurt a.M. 2007.

<sup>17</sup> Harry SLAPNICKA, *Die Anfänge politischer Gruppen und Parteien*, in: ZINNOBLER (Hg.), *Bischof Rudigier* (wie Anm. 6), 132–137.

<sup>18</sup> Monika WÜRTHINGER, *Neue Ordensniederlassungen im Bistum Linz unter Bischof Rudigier*, in: Rudolf ZINNOBLER / Johannes EBNER / Monika WÜRTHINGER, *Auf den Spuren Bischof Rudigiers (1811–1884)*, Linz 1992, 33–62.

unter Rudigier verfünffachte, bewirkte in der Diözese einen ungeheuren Qualitätsschub auf den Feldern von Mädchenbildung und Krankenpflege.

Zu einem wesentlichen Aufgabenbereich der *bischöflichen* Hirten gehört nach dem Konzil von Trient die Sorge um die *priesterlichen* Hirten: eben die theologische Ausbildung, spirituelle Formung und die pastorale Fortbildung des diözesanen Klerus. Um dieser Aufgabe nachzukommen, führte Rudigier die regelmäßige Abhaltung von Pastorkonferenzen und Priesterexerzitien ein. Der besseren Kommunikation zwischen der Leitung und den verschiedenen Diensten im Bistum sollte die Neuschaffung eines eigenen Diözesanblattes dienen.

Als geradezu mustergültig tridentinisch darf die Verlegung der Theologischen Lehranstalt vom ehemaligen Garstener Stiftshaus am Pfarrplatz in die Räume des Priesterseminars in der Harrachstrasse gelten. Nach der Revolution von 1848 war die von Bischof Gall 1793 errichtete staatliche „K.K. Studienanstalt für Theologie“ wieder in die Zuständigkeit der Kirche gekommen.<sup>19</sup> Bereits im Jahr seines Regierungsantrittes (1853) vereinte Rudigier die nun bischöfliche Hochschule räumlich mit dem bischöflichen Priesterseminar und erfüllte damit erstmals in Linz die Vorgaben des Trienter Seminardekretes, dem gemäß die spirituelle Formung und theologische Ausbildung des heranwachsenden Klerus unter einem einzigen Dach geschehen sollten.<sup>20</sup>

Soll nun mit diesen Nachweisen, dass Rudigier in vielen Bereichen die Normen des Konzils von Trient erfüllte, gesagt werden, dass Rudigier ein genuin *tridentinischer* Bischof war – und damit eben nicht mehr in eine Kirche des II. Vatikanums passt?

---

<sup>19</sup> Rudolf ZINNHOBLE (Hg.), *Theologie in Linz* (Linzer Philosophisch-theologische Reihe 12), Linz 1979.

<sup>20</sup> Dazu Hubert WOLF, *Priesterausbildung zwischen Universität und Seminar. Zur Auslegungsgeschichte des Trienter Seminardekrets*, in: *Römische Quartalschrift* 88 (1993) 218–236.

Gerade dies möchte ich für den Bereich des bischöflichen Selbstverständnisses *nicht* sagen. Denn was das Bischofsmodell des *pastor bonus* betrifft, so lässt sich eine lange Traditionslinie von den vorreformatorischen katholischen Reformforderungen über Trient, das 19. Jahrhundert bis ins II. Vatikanische Konzil nachverfolgen. Dass der Bischof sich in erster Linie als Seelsorger verstehen soll, ist im Spätmittelalter immer wieder eingeklagt, auf dem Trienter Konzil erstmals gesamtkirchlich verordnet und von Bischöfen wie Rudigier vorbildhaft ins Leben gesetzt worden. Gerade weil aber diese genuin pastorale Profilierung des Bischofsamtes in der Kirchengeschichte längst nicht immer eine Selbstverständlichkeit gewesen ist, wurde es vom Pastoralkonzil II. Vatikanum noch einmal mit aller Vehemenz eingeschärft. Und damit ist es der Seelsorgsbischof Rudigier, der weit über seine eigene Zeit hinausweist und dem auch in einer Kirche des II. Vatikanums noch Bedeutung und Exemplarität zukommt – eben weil Rudigier dieses Ideal mit einer singulären Entschiedenheit und faszinierenden Intensität gelebt hat.

### **Rudigiers Dombauidee: Glaubenssymbol des Volkes Gottes**

Aber kommen wir zu jenem Werk Rudigiers, dessen die Zeiten überdauernde Bedeutung durch seine unübersehbare Präsenz auch in unserer Gegenwart kaum infrage steht: Rudigiers Dombau-Projekt. Zu welchem genauen Zeitpunkt Rudigier das erste Mal daran dachte, einen großen Dom in Linz zu erbauen, wissen wir nicht.<sup>21</sup> Eine erste vage, aber aus der Retrospektive eindeutige Anspielung in der Öffentlichkeit machte Rudigier im Februar 1855, in seinem am Fest Mariä

---

<sup>21</sup> Einen komprimierten Überblick über die Geschichte des Dombaus bieten: Johannes EBNER / Monika WÜRTHINGER, Der neue Dom zu Linz auf dem Weg zur Kathedrale und Pfarrkirche. Vom Projekt zur Weihe, in: Oberösterreichische Heimatblätter 53 (1999) 22–45.

Lichtmess publizierten, zweiten Hirtenbrief. Nur acht Wochen nachdem Pius IX. in der Bulle „Ineffabilis Deus“ vom 8. Dezember 1854 das Dogma von der Unbefleckten Empfängnis Mariens definierte, schrieb Rudigier an die Menschen der Diözese:

„Vielleicht werde ich euch, meine Christgläubigen, [...] einladen, eure Liebe zur unbefleckt empfangenen Gottesmutter durch ein gemeinsames, würdiges Denkmal an den Tag zu legen.“<sup>22</sup>

Bereits in dieser allerersten öffentlichen Andeutung des Dombaus kommen zwei ganz wesentliche Elemente von Rudigiers Dombauidee zum Ausdruck, die das gesamte Vorhaben durchziehen werden: Das ist zum einen der *Denkmalcharakter* des Gebäudes und zum zweiten die Eigenart eines *kollektiven* Glaubenszeichens. Beim Dombau geht es Rudigier von Anfang an darum, die faktisch vorhandene Liebe, den faktisch im Volk vorhandenen Glauben, in einem *gemeinsamen* Zeichen, einem „gemeinsamen Denkmal“, öffentlich zum Ausdruck zu bringen. Es ist nicht primär die Funktion einer Kirche oder Kathedrale, die den Bau motiviert, und es handelt sich nicht um ein Denkmal, das Rudigier sich selbst bauen wollte. Am Beginn des Dombauprojektes steht die Beobachtung, die der junge Bischof bei seinem ersten Kennenlernen der Linzer Diözese gemacht hat: dass nämlich in der Kirche von Oberösterreich eine große Glaubensbegeisterung im Allgemeinen und zur Gottesmutter im Besonderen existiert:

---

<sup>22</sup> Hirtenschreiben von Mariä Lichtmess 1855 „Der Glaube ist ein grosses Gut, der katholische Glaube ist der einzig wahre“, in: DOPPELBAUER (Hg.), Rudigier's Hirtenschreiben (wie Anm. 4), 9–20, 12.

„In Oberösterreich herrschet“ – so schreibt er im selben Hirtenbrief von 1855 – „noch viel Glaube, wie ich unter Hinweisung auf eure bewährte Liebe zur Gottesmutter bereits gesagt, und wie ich aus vielen anderen, bei den fünf Visitationsreisen des vergangenen Jahres und bei anderen Gelegenheiten beobachteten oder vernommenen Thatsachen, zum größten Troste meines Herzens weiß.“<sup>23</sup>

Freilich erhält der Dom seine inhaltliche Ausrichtung vom Mariendogma von 1854. Dass Rudigier aber überhaupt den Mut zu diesem nach Menschenermessen vollkommen tollkühnen Dombau-Projekt gefasst hat, das wurde zuallererst durch den Glauben begründet, den der junge Bischof bei seinen ersten Begegnungen in der Diözese angetroffen hat. Als Rudigier die Diözese dazu auffordert, im Monat Mai des Jahres 1855 die neu dogmatisierte Glaubenslehre in besonderer Weise feierlich zu begehen, wird er von den in Oberösterreich über den ganzen Monat stattfindenden Andachten, Prozessionen, individuellen und kollektiven Frömmigkeitsübungen vollkommen überwältigt: „Ich gestehe gerne, daß dasjenige, was wirklich geschehen ist, meine Hoffnungen weit übertroffen habe.“<sup>24</sup> Bei der Grundsteinlegung wird er von diesem Mai 1855 zurückblickend schwärmen:

„Die Freude, mit welcher diese Glaubensentscheidung in der Stadt und Diözese aufgenommen wurde, ist mir unvergesslich: die ersten Tage des

---

<sup>23</sup> DOPPELBAUER (Hg.), Rudigier's Hirtenschreiben (wie Anm. 4), 12.

<sup>24</sup> Hirtenschreiben vom 18. Jänner 1856 „Das Jahr 1855 war für uns ein Jahr des Friedens, wie kein anderes“, in: DOPPELBAUER (Hg.), Rudigier's Hirtenschreiben (wie Anm. 4), 31–41, 33.

Mai 1855 sind mir durch diesen Jubel meiner theuren Herde die schönsten meines Lebens geworden.<sup>25</sup>

Schon die aufwendigen Vorbereitungen zu diesen Maifeierlichkeiten hatten Rudigier dazu veranlasst, in seinem dritten Hirtenbrief vom 13. April 1855 das Dombauprojekt zum ersten Mal explizit in der Öffentlichkeit anzukündigen:

„Wir sollten den 8. Dezember des Jahres 1854 verewigen durch ein großes gemeinsames Denkmal. [...] Ja, ein schöner und großer Tempel im gothischen oder byzantinischen Stil soll in Linz entstehen und seiner Zeit eingeweiht werden zur Ehre der unbefleckten Empfängnis Mariä, und mit seinen majestätischen Hallen, mit seinen hochragenden Thürmen, und seinem erhabenen Gottesdienste eine durch Jahrhunderte und Jahrhunderte fort dauernde Lobpreisung dieses großen Geheimnisses werden.“<sup>26</sup>

Der Dom soll ein die Jahrhunderte überdauerndes Monument des Glaubens der Linzer Diözesanangehörigen an die Immaculata sein. Rudigiers primäres Anliegen beim Dombau ist die symbolische Zeichensetzung im öffentlichen Raum; der Dom ist erst in zweiter Instanz Kathedral- und Bistumskirche. In Rudigiers Dombauidee dominiert der Symbolwert eindeutig gegenüber dem Gebrauchszweck. Das zu betonen wird Rudigier in den kommenden Jahren nicht müde<sup>27</sup> – gerade dann, wenn

---

<sup>25</sup> Hirtenschreiben vom 6. April 1862 „Ueber die Grundsteinlegung des Mariä-Empfängnis-Domes und über die Bischofsreise nach Rom“, in: ebd., 118–123, 118.

<sup>26</sup> Hirtenschreiben vom 13. April 1855 „Ueber den Inhalt, die Geschichte und die Verewigung der Entscheidung der unbefleckten Empfängnis“, in: ebd., 20–30, 27f.

<sup>27</sup> Vgl. auch den Erlass an den Klerus der Diözese vom 18. April 1855: „Insbonders handelt es sich aber gegenwärtig darum, dass wir mit vereinten Kräften darauf bedacht seien, in Linz einen neuen Tempel zu bauen, einen schönen und großen Tempel zu Ehren der unbefleckten Empfängnis, der zugleich Domkirche sein soll. [...] Um aber den Willen des



Kritik am Dombauprojekt geübt wird. Auf die Frage „Wozu eine neue Kirche in Linz, nachdem dort ohnedies hinlänglich viele und große und schöne Kirchen sind?“ antwortete Rudigier:

„Die Behauptung, daß solche Kirchen in Linz seien, mag vollkommen auf sich beruhen; aber es handelt sich bei unserem ganzen Unternehmen ja nicht darum, überhaupt eine Kirche in Linz zu erbauen, sondern darum, die Glaubensentscheidung über die unbefleckte Empfängnis Mariä durch eine Kirche in Linz zu verherrlichen.“<sup>28</sup>

Die symbolische Dimension, die Zeichenfunktion, überlagert in Rudigiers Dombauidee also von Anfang an die pragmatisch-funktionale Dimension des Domes als Linzer Kathedrale. Überspitzt könnte man sagen: Dass dieses Denkmal des Glaubens an die Immaculata auch begehbar ist und Menschen sich darin versammeln und Gottesdienst feiern können, ist eine schöne und die primäre Zeichendimension des Domes zusätzlich unterstützende, aber in den Augen Rudigiers letztlich doch sekundär-nachgeordnete Funktion. In erster Linie geht es ihm um die Repräsentation des Glaubens des Volkes Gottes im öffentlichen Raum und über die eigene Zeit hinaus. Rudigier will den Gläubigen der Linzer Diözese mit dem Dombauprojekt ein Medium zur Verfügung stellen, um ihren Glauben in der Gegenwart symbolisch zum Ausdruck zu bringen. Darüber hinaus will er eine

---

christlichen Volkes anzuregen [gemeint ist die Spendenbereitschaft, G.W.], legt demselben, meine theuren Mitarbeiter, die wahre Bedeutung des Unternehmens [...] auf eine fassliche und eindringliche Weise dar. Es soll eine Mariä Empfängnis-Domkirche werden. Die erste Eigenschaft, dass sie Mariä Empfängniskirche werde, ist besonders zu betonen. Die zweite, dass sie Domkirche werde, kann dem christgläubigen Volke auch nicht unwichtig sein. Der ersten und vorzüglichen Eigenschaft dieser Kirche wegen mögen die Gaben, welche für sie gespendet werden, Marienpfennige heißen, wenn sie auch bei gar Vielen mehr als ein Pfennig sind.“ (zitiert nach MEINDL, *Leben und Wirken* [wie Anm. 2], 388)

<sup>28</sup> DOPPELBAUER (Hg.), *Rudigier's Hirtenschreiben* (wie Anm. 4), 121.

Gedächtniskultur stiften – ganz in der Tradition mittelalterlicher Kathedralbauten, die von Generation zu Generation zur Ehre Gottes ausgeführt wurden und mit denen man bleibende Erinnerungsorte an den die Zeiten überdauernden Glauben stiften wollte.

Interessant ist die Tatsache, dass der genaue Zeichengehalt – also das Signifikat, das der Signifikant Dom vergegenwärtigen sollte – schon während der Regierungszeit Rudigiers einem gewissen Wandel unterlag. Je nach religiös-politischer Lage im Land schrieb der Bischof selbst dem Zeichen Dom eine andere Bedeutung zu – zumindest setzte er jeweils andere Deutungsschwerpunkte. Dies lässt sich gut an den verschiedenen Titeln beobachten, die Rudigier dem Dom im Laufe der Zeit in seinen Hirtenschreiben verliehen hat. Im Übrigen liegt – mit Ausnahme des ersten – von den insgesamt 48 Hirtenschreiben kein Hirtenbrief vor, den Rudigier nicht hat enden lassen mit einem Bericht über die grundsätzliche Bedeutung und den aktuellen Stand des Dombaus.

Bevor im Folgenden einige der Domdeutungen aus den Hirtenbriefen vorgestellt werden sollen, mag noch der Befund verblüffen, dass sich keinerlei Indizien dafür erbringen lassen, dass Rudigier mit dem gotischen Baustil spezifische Aussageabsichten verfolgt hätte. Wie es in der bereits zitierten ersten Ankündigung hieß, sollte in Linz ein „schöner und großer Tempel im gotischen oder byzantinischen Stil“ mit „majestetischen Hallen“ und „hochragenen Thürmen“ entstehen. Dass hinter der Entscheidung für den gotischen Baustil, die schließlich in einer im Mai 1855 abgehaltenen Generalversammlung des Katholikenvereins gefallen ist, eine dezidierte „Mittelalterbegeisterung“ auf Seiten Rudigiers gestanden hätte oder dass Rudigier mit der gotischen Architektur ein politisches Plädoyer für ein mittelalterliches Gesellschaftsmodell mit einer bestimmten Zuordnung von Thron und Altar hat abgeben wollen, lässt sich zumindest anhand der schriftlichen

Quellen nicht belegen. Die kunsthistorische Forschung zum Linzer Mariendom, die mit der kurz von dem Abschluss stehenden Dissertation von Jürgen Rath einen großen Schritt nach Vorne machen wird, schreibt folglich die Verantwortung für die neugotische Gestalt des Mariä-Empfängnis-Domes auch eher ausgewiesenen Linzer Kunstexperten wie dem Kremsmünsterer Benediktinerpater Florian Wimmer (1816–1980), dem Moraltheologen Dr. Max Pammesberger (1820–1864) und den engagierten Kreisen um diese Personen zu.<sup>29</sup>

In Rudigiers Augen war dieses Bauwerk zu Beginn nicht mehr und nicht weniger als ein öffentliches Zeichen, ein spektakuläres Denkmal, für den großen Marienglauben des Volkes Gottes von Linz.

Bereits ein Jahr nach der ersten Ankündigung erhielt der Dom jedoch erstmals zusätzlich eine *politische* Zeichenfunktion. Im Hirtenbrief von 18. Januar 1856 sagte Rudigier voraus, dass der Dom „dermaleinst eine herrliche Friedensburg“ sein werde.<sup>30</sup> Mit der Bezeichnung „Friedensburg“ spielte Rudigier auf den Frieden zwischen Staat und Kirche an, der mit dem Österreichischen Konkordat von 1855 geschlossen worden ist.<sup>31</sup> Rudigier bringt drei historische Ereignisse in einen unmittelbaren genetischen Zusammenhang: Und zwar die Dogmatisierung der Unbefleckten Empfängnis Mariens von 1854, den Staat-Kirche-Vertrag von 1855 und den Linzer Dombau. Das Konkordat ist in der Sicht Rudigiers insofern eine Frucht der Glaubensentscheidung, weil die Kirche durch ihr Bekenntnis zur Makellosen selbst Anteil habe an der Reinheit Mariens. Diese von Maria stammende Makellosigkeit der Kirche machte es dem Staat nach Meinung Rudigiers überhaupt

---

<sup>29</sup> Bernhard PROKISCH, Das Verhältnis zur kirchlichen Kunst, in: ZINNOBLER (Hg.), Bischof Rudigier (wie Anm. 6), 147–156, 149.

<sup>30</sup> DOPPELBAUER (Hg.), Rudigier's Hirtenschreiben (wie Anm. 4), 35.

<sup>31</sup> Zu Genese, Inhalt und politischer Bedeutung des Konkordats vgl. Erika WEINZIERL-FISCHER, Die österreichischen Konkordate von 1855 und 1933 (Schriftenreihe des Arbeitskreises für österreichische Geschichte), Wien 1960.

erst möglich, einer solch makellosen Institution derartig große gesellschaftliche Privilegien vertraglich einzuräumen. Wörtlich heißt es bei Rudigier:

„Es ist aber gar kein Zweifel, daß diese glücklichen Ereignisse [gemeint ist unter anderem das Konkordat von 1855, G.W.] im innigsten Zusammenhange stehen mit dem ewig denkwürdigen Ereignis vom 8. Dezember des früheren Jahres, mit der Glaubensentscheidung über die unbefleckte Empfängnis der jungfräulichen Gottesmutter Maria. Der heilige Vater hatte beim Ausspruch derselben viele glückliche Folgen vorausgesagt, und Jahrhunderte zuvor waren solche diesem Ausspruch, wenn er einmal erfolgt sein würde, auch schon vorausgesagt worden. [...] Sie wurde von der Kirche als die Unbefleckte anerkannt, so wurde denn auch die Kirche als die Unbefleckte anerkannt, wurde von der weltlichen Gewalt als die fleckenlose Braut Jesu Christi (Ephes. 5,27) durch Wiedereinsetzung in ihre Rechte geehrt. In dieser Weise hängt der [...] Friede des letzten Jahres mit der Glaubensentscheidung des vorausgegangenen zusammen: die unbefleckte Führerin des Friedens ist jenes [...] Friedens Mutter geworden.

Was den Kirchenfrieden insbesondere betrifft, so wird dieses noch klarer durch den Umstand, daß die Verhandlungen über die unbefleckte Empfängnis den ausgezeichneten Kirchenfürsten, dessen sich der Kaiser bei der Concordats-Angelegenheit vornehmlich bediente, nach Rom riefen, und gerade während dieses Aufenthaltes in Rom die entscheidenden Schritte zu der erfreulichen Vereinbarung geschahen. Ja wir glauben es nicht anders: unter dem nämlichen Herzen, wo einst das fleischgewordene Wort des

Vaters ruhte, hat auch unser Concordat geruht, bevor es in die Welt eintrat.“<sup>32</sup>

Rudigier hält das Konkordat von 1855 für ein ureigenes Werk, eine leibliche Frucht, eine Geburt der Unbefleckten. Und der Dom wird 1856 als ein burghaftes Symbol für diesen von Maria gewirkten Friedensvertrag zwischen dem Heiligen Stuhl und dem österreichischen Staat gedeutet. Vor dem Hintergrund einer solchen Zuschreibung, die ganz in der Tradition der neuzeitlichen politischen Mariologie steht<sup>33</sup>, dürfte noch einmal verständlicher werden, warum Rudigier Jahre später unmöglich die Rücknahme des Konkordates akzeptieren konnte und warum er so unerbittlich für den Erhalt dieser von der Immaculata selbst geborenen Kirchenrechte kämpfen musste.

Erst im Jahre 1867, also ein Jahr vor den „Maigesetzen“ und als die Auseinandersetzung mit Oberösterreichs Liberalen um das Konkordat auf dem Höhepunkt kochte, wurde aus dem „Friedensdom“ von 1856 in den Hirtenbriefen Rudigiers plötzlich ein „mächtiges Bollwerk“<sup>34</sup>. Der Dom, der einst das friedliche Zusammenleben von kirchlicher und staatlicher Gewalt zum Ausdruck bringen sollte, entwickelte sich ab der zweiten Hälfte der 1860er Jahre immer mehr zu einem Gegensymbol, zu einer Art Trutzburg und Festung des Glaubens, in einer der Religion feindlich gesinnten Umwelt.

Über alle wechselnden Konnotationen hinweg blieb jedoch die Interpretation, dass der Dom ein „herrlicher Volksdom“ ist, bestehen und gewann mit Voranschreiten des Baus immer mehr an Realitätsgehalt hinzu. Rudigier gelang es in kürzester Zeit,

---

<sup>32</sup> DOPPELBAUER (Hg.), Rudigier's Hirtenschreiben (wie Anm. 4), 39.

<sup>33</sup> Vgl. Klaus SCHREINER, Maria. Jungfrau, Mutter, Herrscherin, München 1994.

<sup>34</sup> Hirtenschreiben vom 17. Februar 1867 „Worin besteht das christliche Leben?“, in: DOPPELBAUER (Hg.), Rudigier's Hirtenschreiben (wie Anm. 4), 183.

aus allen Regionen des weiten Bistumsgebietes und schichtenübergreifend die Linzer Diözesanangehörigen in der Breite für das Dombauprojekt zu gewinnen und geradezu zu begeistern. Zwei Institutionen waren für diese Integration entscheidend: Zum einen der Dombauverein und zum anderen die sogenannten „Marienpfennige“. Beides initiierte Rudigier mit dem ersten Tag der öffentlichen Bekanntmachung des Dombauprojektes. Bereits im April 1856 – das sind gerade einmal 12 Monate nach seiner Gründung – zählte der Verein schon die sagenhafte Anzahl von 97.000 Mitgliedern<sup>35</sup>, was bei der damaligen Katholikenzahl von rund 700.000 ein Siebtel der gesamten Diözesanbevölkerung ausmachte.

Und den „Marienpfennigen“ kam nicht nur der wichtigste reale Anteil bei der konkreten Finanzierung des Domes zu; vielmehr hatten die „Marienpfennige“ für Rudigier von Anfang an insbesondere religiös-symbolische Bedeutung: Wesentlich über diese freiwilligen Spenden wurde das Gebäude nämlich zu einem *gemeinsamen* Denkmal aller Bistumsglieder. Die Spenden galten als Opfergabe an die Immaculata, als Ausdruck persönlicher Frömmigkeit, als je individueller Anteil am gemeinsamen Opus – und sei die einzelne Spende in ihrem konkreten Materialwert noch so bescheiden. Im Hirtenbrief ein Jahr nach der Ankündigung des Dombaus schreibt Rudigier:

„Ich eröffnete euch in dem Hirtenschreiben [...] mein Vorhaben, zur Ehre dieses, jedem Christenherzen so theuern Geheimnisses, einen herrlichen Tempel in Linz, der zugleich bischöfliche Domkirche werden solle, aus freiwilligen Gaben der Gläubigen zu erbauen. Menschen, welche die Kraft der Religion überhaupt nicht kennen oder nicht wissen, wie viel Religion,

---

<sup>35</sup> Hirtenschreiben vom Mariä Lichtmeß 1857 „Das Schreiben des heiligen Vaters an die versammelten Bischöfe Oesterreichs wird den Gläubigen eröffnet und erklärt. Ueber die Pflege des christlichen Lebens und christlichen Glaubens“, in: ebd., 41–51, 50.

wie viel namentlich zarte Liebe zur Gottesmutter in unserem katholischen Volke sei, meinten, der Gedanke werde keinen Anklang finden; aber ich täuschte mich an meiner theuern Herde nicht; der Gedanke fand Anklang; scharenweise traten die Gläubigen dem zu diesem Zwecke gegründeten Vereine bei, und die Glieder dieses Vereines, und andere Wohltäter haben in der kurzen Zeit, die seither verflossen ist, schon weit mehr als sechzig tausend Gulden an Marienpfennigen in meine Hand gelegt [...].

In der bereits vorhandenen Summe befinden sich Gaben von Reichen und Armen – von den Letzteren sehr viele; von Herren und Dienstboten – von oberösterreichischen Dienstboten auch aus weit entlegenen Ländern eingesendet; von Sehenden, Hörenden und Sprechenden, aber auch von Blinden, Tauben und Stummen – die Zöglinge der hiesigen Blinden- und der Taubstummen-Anstalt haben Beiträge geliefert; von unschuldigen Kleinen in der Schule, und von reuigen Verbrechern im Strafhause; Letztere haben, zu meiner großen Rührung, erst jüngst eine ansehnliche Gabe aus ihrem Überverdienste eingesendet; Erstere, nebst ihren Beiträgen, sehnsüchtig auch schon ihre zarten Händchen zum Bauen des Marientempels angetragen. – Es ergeht mir, wenn ich diese Gaben, und die schöne Geschichte, welche sich an manche derselben knüpft, betrachte, wie dem König David, als er auf seine und seines Volkes Beiträge zum Bau des Tempels in Jerusalem hinblickte.“<sup>36</sup>

Nicht selten vergleicht Rudigier den Dombau zu Linz mit nichts geringerem als dem Tempelbau in Jerusalem.<sup>37</sup> In den „Katholischen Blättern“ der folgenden Jahre wird

---

<sup>36</sup> Ebd., 34f.

<sup>37</sup> Vgl. auch das Hirtenschreiben von Mariä Lichtmeß 1863 „Ueber die kirchliche Einheit, wie sie beim Pfingstfeste in Rom zu Tage getreten. Ueber die große Bedeutung dieser

eine Vielzahl rühriger Geschichten erzählt, die davon zeugen, wie sehr sich alle möglichen Gruppen von Menschen von Rudigiers Dombauidee mitreißen ließen: Da begnügen sich Männer fortan mit einem Glas Bier am Tag und stiften das Eingesparte der Makellosen, Schnupfer legen mit einem Schlag ihr Laster ab, Frauen verzichten auf eine neue Garderobe – oberösterreichische Entbehrenungen allerorten, nur um ein noch so kleines Stümmchen für den gemeinsamen Dombau aufzubringen.<sup>38</sup>

Es gelang Rudigier auf beeindruckende Weise, die Gläubigen Oberösterreichs unter dem gemeinsamen Werk des Linzer Dombaus zu vereinen und damit das Diözesanbewusstsein des jungen Bistums zu befördern. Dass Rudigiers persönliche Hoffnung und Sehnsucht auf Einheit sogar weit über den Kreis der Katholiken hinausging, davon zeugt sein berühmt gewordener Ausspruch, dass der Dom so groß zu bauen sei, „dass auch die bisher getrennten Brüder in demselben Raum haben“<sup>39</sup> – aber selbstverständlich erst, wenn diese sich zum Katholizismus bekehrt haben. Weil jedes Glied der Diözese etwas zum Aufbau des Domes beitragen konnte, war er ein Identifikationsobjekt für alle. Rudigier schaffte es, den Dom als das Werk der ganzen Diözese ins Bewusstsein zu heben. Weil Rudigier damit die Einheit und Identität der Diözese gleichermaßen stiftete, darf dieser Bischof mit gutem Recht nicht nur als Gründer des Mariä-Empfängnis-Domes, sondern auch als Begründer einer Linzer Diözesanidentität gelten.

---

Einheit. Ueber die Fort- und Abbildung der kirchlichen Einheit in unseren Lebenskreisen“, ebd., 123–130, 123.

<sup>38</sup> MEINDL, *Leben und Wirken* (wie Anm. 2), 415.

<sup>39</sup> Hirtenschreiben vom 13. April 1855 „Ueber den Inhalt, die Geschichte und die Verewigung der Entscheidung der unbefleckten Empfängnis“, in: DOPPELBAUER (Hg.), *Rudigier's Hirtenschreiben* (wie Anm. 4), 20–30, 30.



Prophetische Fähigkeiten, was den Aufwand und einen zu erwartenden Abschluss des Dombau-Projektes betrifft, wird man dem „Ehrwürdigen Diener Gottes“ allerdings nicht attestieren können. Noch 1857 glaubte Rudigier, dass schon ein Jahr später der Grundstein gelegt werden könnte<sup>40</sup>, was dann aber erst 1862 geschah. Und bei der großen Feier der Grundsteinlegung tat Rudigier die Hoffnung kund, dass der Dom spätestens zur 100-Jahr-Feier der Diözese im Jahre 1884 fertiggestellt sei.<sup>41</sup> Damit verrechnete sich der Bischof um exakt 40 Jahre, denn bekanntlich konnte der Dom erst im Jahre 1924 – also nicht nach 22, sondern erst nach 62 Jahren Bauzeit – eingeweiht werden.

Nicht verkalkuliert hatte sich Rudigier allerdings in dem Vertrauen, das er gegenüber den Menschen von Oberösterreich aufbrachte. Als ein steingewordenes Zeugnis für eben dieses Vertrauen Rudigiers in den Glauben des Gottesvolkes von Linz und als Monument dieses Glaubens selbst sollte der Dom auch heute noch gedeutet werden.

Ich möchte enden mit den letzten Worten, die von Rudigier überliefert sind. Er sprach sie am 29. November 1884 auf dem Sterbebett. In diesen Worten schließt sich der Bogen zu jenen Äußerungen, die der junge Bischof beim erstmaligen Passieren der Diözesangrenze gesprochen hatte. Und in ihnen kommt noch einmal zum Ausdruck, wie sehr sich Rudigier als Volksbischof verstand, als ein Hirte, der aufs engste in Gedanken und Tat mit der ihm anvertrauten Herde verbunden sein wollte, der sich in unzähligen Predigten und Hirtenschreiben an die Bistumsgemeinde gewandt hatte und der es verstand, die Menschen für ihren Glauben in Bewegung zu setzten:

---

<sup>40</sup> Ebd., 50.

<sup>41</sup> Ebd., 121.

„Meinen Gruß dem Volke, und wenn ich ihm nicht mehr schreiben kann, bitte ihm zu sagen, dass ich es liebe bis zum Sterben, und dass ich ihm für seine Liebe danke.“<sup>42</sup>

---

<sup>42</sup> „Abschiedsrede. Gehalten auf dem Sterbelager am 17. November 1884“, in: ebd., 497–498, 497.